

Wie Martin Suter uns das Fürchten lehrt

Einer der erfolgreichsten Gegenwartsauteure wird siebzig – und stellt die Kritiker noch immer vor Rätsel

ROMAN BUCHELI

Gäbe es ein Jüngstes Gericht für Literaturkritiker: Ich und meinesgleichen hätten das Schlimmste zu fürchten. Wenn ich mir nur schon alle meine Verbalinjurien gegen den Schriftsteller Martin Suter in Erinnerung rufe, beginne ich vor Angst zu schlottern. «Die literarische Antithese» nannte ich ihn, das war noch vornehm. Einmal schrieb ich von einem «Tuttifrutti-Thriller», und bei anderer Gelegenheit verhängte ich über ein Buch die Höchststrafe: «nebenwirkungsfrei».

Allein, Beschimpfungen fallen gelegentlich auf jenen zurück, der sie ausspricht. Suter sei bei der Wahl der Adjektive «so unzimperlich wie einfalllos», schnödete ich einmal (und wieherte wohl vor innerer Freude, als ich es schrieb). Aber war ich und sind manche unter uns Literaturkritikern nicht geradeso unzimperlich und einfalllos, wenn es um Martin Suter geht? Der Mann provoziert uns mit seiner nonchalanten Leichtigkeit, sein Erfolg macht uns nervös (und ratlos), und Unterhaltungsliteratur scheint uns ohnehin irgendwie anstössig. Wir halten uns schadlos, indem wir ihm Kunst- und Stilllosigkeit vorwerfen.

Der Kritikerschreck

Dabei macht er einfach seine Sache verdammt gut. Oder genauer: Was immer der Mann macht, er macht es gut: Sei es Werbung (da war er noch sehr jung), seien es Drehbücher (etwa zu Daniel Schmid's Film «Jenatsch»), seien es Songtexte (für Stephan Eicher) oder eben, seit den neunziger Jahren und also im reifen Alter, Romane: Immer verbindet er sein Naturtalent mit einer Prise Unbekümmertheit – so viel Lust an der Sache muss sein – und harter Arbeit.

Wir Kritiker glauben immer, nur das Komplexe oder die stilistische Subtilität gebe zu tun. Zugleich lassen wir uns auch vom ganz Einfachen betören und stellen dann regelmässig mit Kennermiene und etwas gönnerhaft fest: schweisstreibende Schwerarbeit. Aber kommt einmal einer mit Unterhaltung, zumal guter und unter Berücksichtigung der genretypischen Regeln gut gemachter Unterhaltung, hört der Spass gleich auf. Wir rühren die Bücher nur noch mit spitzen Fingern an.

Martin Suter aber lehrt uns Kritiker das Fürchten und verhagelt uns mit seiner Kunst der Unterhaltung das Geschäfft. Wir fallen zwar mit unseren



Martin Suter kam durch die Hintertür ins Leben – an einem 29. Februar – und wurde schliesslich zum Erfolgsautor. ANNICK RAMP / NZZ

Instrumenten über seine Bücher her, lassen die Fetzen fliegen und stellen am Ende triumphierend fest: Da bleibt fast nichts. Aber spricht das gegen die Bücher? Oder nicht vielmehr gegen unsere Instrumente? Ja, sollen wir etwa, so höre ich meine Kollegen entsetzt rufen, unterschiedliche Massstäbe anlegen, gar, Gott bewahre, Nachsicht üben?

Gemach, Freunde, behaltet die gespitzten Bleistifte. Denkt nur an Goethe (oh, ich sehe schon, gleich beginnt ihr vor Wut zu schäumen, aber bleibt nur ruhig): Wie fragte doch der gute alte Goethe? «Was hat sich der Autor vorgesetzt? Ist dieser Vorsatz vernünftig und verständig? Und inwiefern ist es gelungen, ihn auszuführen?» Wenn nun einer Romane schreibt, zu deren Kunst es unbestritten gehört, dass ein Schuft aussieht wie ein Schuft und auch flucht und riecht wie einer: Soll man sich darüber mokieren, dass die Schurken bei Suter immer aussehen wie Schurken, seien sie reich oder arm, durchtrieben oder tölpelhaft?

Und wozu überhaupt das Gerede von den einfalllosen Adjektiven? Das ist ja gerade der springende Punkt! Die meisten Menschen gehen doch als Klischees ihrer selbst durchs Leben und durch die Welt. Nun wendet ein Neunmalkluger ein: Aber man darf das Klischee nicht klischiert darstellen. Ja, wie denn sonst? Man schaue einem Komiker zu: Er übertreibt ins Grosse und Groteske, was ohnehin jeder sieht. Martin Suter macht nichts anderes: Er ist ein gewiefter Übertreibungskünstler. Der zudem seinen Plot mit genau dosiertem Witz, Kitsch und Suspense versetzt.

Was kommt noch?

Das alles ist ihm wahrscheinlich nicht an der Wiege gesungen worden – oder vielleicht doch. Denn er sei, er sagt es selbst, ein Glückskind. Geboren an einem Sonntag, überdies an einem Schalttag. Nur alle vier Jahre feiert Suter am 29. Februar Geburtstag. Diesen Hüpfen

in der Zeit muss erst einmal einer finden – und dann auch noch punktgenau treffen. Durch die Hintertür kam er ins Leben. Auf ähnlich verschlungenen Wegen wurde er Werber, dann Drehbuchautor (mit grossem Erfolg: «Giulias Verschwinden»), schliesslich Schriftsteller. 1997 debütierte er mit «Small World», einem glänzenden Roman über Altersdemenz (2010 verfilmt mit Gérard Depardieu), und 2008 hat er im Roman «Der letzte Weynfeldt» das Handwerk der literarischen Unterhaltung perfektioniert.

Seither wundert man sich: Was hat er noch alles auf Lager? Malt er demnächst? Oder spielt er Kontrabass? Jedenfalls steht er derzeit zusammen mit dem Freund und Musiker Stephan Eicher auf der Bühne und spielt Mundharmonika. Wird er also bald auch die Musik- und Kunstkritiker das Fürchten lehren? Zuzutrauen wäre es ihm. Man wünschte es ihm – und uns erst recht. Einstweilen aber gratulieren wir zum Siebzigsten.

In 80 Minuten um die Schweiz

Das Winterthurer Ensemble TaG brilliert abseits des Höhenkamms

FELIX MICHEL

Mit zeitgenössischer Musik die Schweiz umwandern – unter der trittsicheren Führung des Ensembles TaG ist es möglich! Die Winterthurer Formation, die im namengebenden Theater am Gleis residiert, funkelt mit ihren einfallreichen Programmen seit Jahren als Fixstern am Firmament der neuen Musik. Die jüngste musikalische Tour vermiest zwar die Gebirge mit den allerberühmtesten Namen – ein kurzes Stück von Helmut Lachenmann bildete die Ausnahme –, aber eine Höhenwanderung war es gleichwohl. Die Route führte durch die vier grossen Nachbarländer der Schweiz und erkundete jüngere Werke aus den letzten zwei Jahrzehnten: In der Musikgeschichte ist die Alpenfaltung ja noch in vollem Gange, glücklicherweise.

Überzeugende Wiedergabe

Besonders starke Eindrücke hinterlassen zwei Stücke von Fausto Romitelli. Ob dessen Schaffen einst als markante Erhebung im Bergpanorama hervortreten wird, wenn die Rezeptionsgeschichte andere Gipfel längst hat erodieren lassen? Seine «Domeniche alla periferia dell'impero» entwickeln jedenfalls eine ungemaine ästhetische Dichte. Im ersten Teil ein Winseln und Wogen, dem Bassflöte und Bassklarinette dunkles Timbre, aber auch körperhafte Fülle verleihen, während Geige und Violoncello gegen Ende pergamentene Naturtöne schichten. Der zweite Teil, bezwingend aus dem skurrilen Pendel zweier Kinder-Mundharmonika-Töne gewonnen, entwickelt sich zum Rausch und verstummt in der Klage. Dies ist Musik, die sich die metrische oder tonale Orientierung nicht grundsätzlich versagt, sie jedoch gleichsam aus sich heraus gestisch erzeugt – indem etwa niederstürzende Bassklarinettenfiguren einen Fundamenton immer aufs Neue festnageln. Fulminant gelingt das der Klarinetistin Donna Molinari, die mit geschmeidiger Selbstverständlichkeit ohnehin als Kraftzentrum der beiden Stücke wirkte (und auch das Programm verantwortete).

War das taktierende Kopfnicken der Interpreten in Johannes Maria Stauds «Lagrein» ein Symptom dafür, dass nicht alle neue Musik von einem «Innenskelett» getragen wird wie diejenige Romitellis? Stauds Werk findet seinen Halt dafür in Stimmungen, Topoi, leisen musikhistorischen Bezügen und effektvollen szenischen Momenten. Noch unbeschwerter lässt Claire-Mélanie Sinnhuber in ihren «Sept Exceptions» die Klangphantasie walten. Wechselnde Instrumenten-Konstellationen erprobt das siebenteilige Werk, das unaufdringlich auch Geräuschhaftes untermischt und mit aparten Perkussionsklängen formalen Zusammenhalt stiftet. Koordiniert von der Flötistin Anja Clift, glückt hier eine überzeugende Wiedergabe.

Wie es in der Hölle klingt

Und noch vieles mehr gab es zu entdecken: Der Bratschist David Schnee und der Geiger Mateusz Szczechowski gaben ein Duo von Enno Poppe («Fingernagel») als umwerfenden Dialog zwischen zwei reichlich schrägen Gestalten zum Besten. Martin Flüge wiederum nahm mit der passenden Selbstbeherrschung die Herausforderung an, in Pierluigi Billones «Mani. Gonxha» zwanzig Minuten lang wie tibetische Klangschalen – und mit ihnen den eigenen Körper – zu malträtieren. Wer wollte, tauchte in ein meditatives Ritual aus Klangnuancen ein; wer nicht wollte, begann zu vermuten, wie es in der Hölle klingen wird. Den im Wortsinne furiosen Schlusspunkt setzten der Pianist Rafael Rütli und der Cellist Alex Jellici, die in Raphaël Cendos «Furia» die unmittelbare Intensität einer Improvisation entfesselten.

Die nächste Panoramatour begehmt am 18. März 25 Jahre Ensemblegeschichte, und am 28. April steht mit Morton Feldmans sechsstündigem 2. Streichquartett eine besonders schwierige Kletterpartie bevor. Nicht verpassen!

Die Jesuiten glauben noch ans Buch

Manche halten Bibliotheken für obsolet – andere bauen neue. Am 1. März öffnet die Jesuitenbibliothek Zürich

MANUEL MÜLLER

Zürich und seine Jesuiten – das kann sich zuerst seltsam anhören. Steht doch da auf der einen Seite die Zwinglistadt, die ihre Klöster in der Reformation auflöste, auf der anderen Seite der katholische Orden, den die Schweiz bis 1973 mit Verbot belegte. Doch solche Zeiten sind passé – und das 21. Jahrhundert bringt neue Herausforderung: Reformierte und Jesuiten verlieren ihre demografische Basis. Längst leben an der Limmatt mehr Katholiken als Zwinglianer, längst ist Rom den Katholiken nicht mehr die Welt.

Doch schwierige Zeiten schaffen auch Möglichkeiten. So wird etwa die Schweizer Provinz der Jesuiten seit längerem von Zürich aus geführt. Und bald schafft eine frische Institution weitere Anknüpfungspunkte: Am 1. März öffnet beim Central die Jesuitenbibliothek Zürich ihre Türen. Zwischen Hochschulen, Zentralbibliothek und Hauptbahnhof schaffen die Schweizer Jesuiten einen neuen Ort für Bücher und Begegnung, welcher die Bestände der vom Orden geführten katholischen Hochschulgemeinde AKI, der bisherigen Provinzbibliothek und der bis 2009 herausgegebenen katholischen Zeitschrift «Orientierung» vereinigt.

Der Direktor der ETH-Bibliothek, Rafael Ball, meinte vor zwei Jahren, das Internet mache Bibliotheken überflüssig. Der Provinzial der Schweizer Jesuiten, Pater Christian Rutishauser SJ, stellt sich dem entgegen und zeigt sich überzeugt: «Eine Bibliothek leistet nicht nur Wissensvermittlung. Infos und Tagesaktualitäten sind zwar digital zugänglich. Bildung jedoch – eine Vorbedingung der Demokratie – verlangt intensive, tiefgreifende Auseinandersetzung. Und da ist das Buch unabdingbar.»

Bildung schafft nur das Buch

Zürich bietet die Vernetzungsmöglichkeiten und das intellektuelle Umfeld, das dazu nötig sei. Vor dem Entscheid zu einer neuen Bibliothek habe man Überlegungen angestellt, die Bestände der Zentralbibliothek oder der Theologischen Fakultät zu übergeben oder mit der Israelitischen Cultusgemeinde Zürich zusammenzuspannen. Die Besinnung auf das Einzigartige der eigenen Bestände gab die Richtung vor: Keine andere Bibliothek widmet sich so gezielt und umfassend der Schnittstelle von Religion und Gesellschaft, Glaube und Philosophie, interreligiösem Gespräch, Kunst, Kultur und Themen der Zivilgesellschaft.

Die Bibliothek ist ein Erweiterungsbau, ein Beispiel innerstädtischen verdichteten Bauens. Ein katholischer Orden liesse vielleicht ehrwürdigen Stein, breite Gänge und Innenhof erwarten – unweigerlich denkt man an das klösterliche Gebäude der Theologischen Fakultät beim Grossmünster. Von dieser Würde hat der Bau allerdings wenig – stattdessen viel von der Kälte, die den meisten Zürcher Bibliotheken eigen ist: eine Art Bekenntnis zu weissgetünchter Ordnung, kratzresistenten Oberflächen und gefühlsfermem Funktionalismus.

Die Bestände der drei Organisationen sind entlang der Grenze und um die Berührungspunkte von weltlichem und sakralen Bereich angesiedelt – sie rechtefertigen in den Augen von Pater Rutishauser eine eigene, wissenschaftliche Bibliothek und einen Begegnungsort für die daraus entstehenden Diskussionen. Bibliothekarin Anita Schraner bezeichnet insbesondere die Zeitschriftensammlung als einzigartig für Zürich.

Über hunderttausend Publikationen finden sich im Erweiterungsbau am Hirschengraben versammelt – und dazu kommen bald noch mehr. Mehrere Schenkungen privater Sammlungen sind in Prüfung und werden bei Bedarf aufgenommen. Um die 3,5 Laufkilometer und

380 Quadratmeter Bibliothek sind dem Publikum bald zugänglich. Schwerpunkte der Sammlung bilden die Jesuitika des Ordens, das Zweite Vatikanische Konzil und dessen Rezeption, Befreiungstheologie, Ökumene, Osteuropa und die orthodoxe Kirche. Die Themen spiegeln die Auseinandersetzungen des Ordens mit dem 20. Jahrhundert.

Treffpunkt für Interessierte

Die Investition am Central soll nicht nur Platz für Bücher schaffen, sondern auch für Veranstaltungen. Geplant sind verschiedene Gefässe: «Das aktuelle Buch» – Diskussionen über neue Buchpublikationen mit dem Autor; «Buch im Gespräch» – Kurzvortrag und Leserdebatte über ein Buch; «Buch und Film» – Begegnung von Film und Buch mit Pater Hiestand; «Das Buch der Bücher» – Lektüre der Bibel als altorientalische Bibliothek und Literatur. Den Auftakt macht die Reihe «Buch und Bildung» am 1. März, dem Eröffnungstag der Jesuitenbibliothek. Bettina Spoerri hält nach der Begrüssung um 19 Uhr einen Vortrag über «Die Vision einer perfekten Bibliothek». Ab 17 Uhr besteht die Möglichkeit zur Besichtigung der Bibliothek am Hirschengraben 74.